



»Es muss nicht die Mutter sein...«

Ein ganzes Dorf soll das Kind erziehen – stimmt das so? Ein Gespräch mit der Psychologin Lieselotte Ahnert, die eine Antwort darauf in Afrika suchte

Aus Nähe wird Bindung:
Kinder in der Region
Zomba, Malawi

Die ZEIT: Frau Ahnert, was treibt eine deutsche Bindungsforscherin nach Afrika?

Lieselotte Ahnert: Ein Sprichwort:

ZEIT: Leicht zu erraten, welches: »Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen.« Für deutsche Eltern klingt dieser Satz stets wie ein großer Vorwurf an die Kleinfamilie, die dazu meist auch noch in einer Großstadt lebt ...

Ahnert ... wo das Dorf durch Krippe und Tagesmutter ersetzt wird. Dieses Sprichwort steht inzwischen für den Zweifel an unserer Art der Kindererziehung. Wir wollten wissen: Müssen wir uns diesen Satz wirklich noch zu Herzen nehmen, oder ist er nur Illusion?

ZEIT: Warum haben Sie die Antwort darauf ausgerechnet in Malawi gesucht?

Ahnert: Wir waren an jenem Teil von Afrika interessiert, von dem Anthropologen sagen, dass er sehr vergleichbar sei mit dem Europa vor ein paar Hundert Jahren. In den Savannendörfern von Malawi gebe es keinen

Strom, kein Wasser – die Frauen müssen kilometerweit laufen, um es zu holen. Die Kinder wachsen dort in sehr ursprünglichen Familiensystemen auf, sodass sich natürlichste Formen von Betreuung beobachten lassen. Wir wollten erforschen, wie im Vergleich dazu die Zivilisation hierzulande das Zusammenleben in unseren Familien verändert hat.

ZEIT: Wie sind Sie vorgegangen?

Ahnert: Wir haben mit Partnern der Universität Zomba in Malawi zusammengearbeitet, eine Professorin und mehrere Studenten für das Projekt gewonnen. Ohne sie wäre die Kommunikation mit den Familien gar nicht möglich gewesen. Die Interviews wurden in der Landessprache Chichewa geführt, aufgenommen und erst später durch eine Muttersprachlerin übersetzt. Bei der Auswahl der Familien in den Savannen-Regionen rund um

Zomba waren wir auf die Dorflüsterer angewiesen. Die mussten wir umgarnen und mit Geschenken für uns gewinnen. Sie sprachen dann mit den Eltern und überzeugten sie, teilzunehmen. Ich hätte nie damit gerechnet, dass wir 90 Familien für unsere Studie zusammen bekommen.

ZEIT: Was genau hat Sie am Leben dieser Familien interessiert?

Ahnert: Der Tagesablauf. In welcher Zeitstruktur läuft ihr Leben ab? Wer ist wo und wann mit dem Kind beschäftigt? Welche Bindungen geht das Kind



ein, und welche Qualität haben die Beziehungen zu Mutter, Vater, Großmutter und anderen Familienmitgliedern? Gleichzeitig wollten wir herausfinden, wie die Mütter in Malawi denken, welche Glaubenssysteme dem Umgang mit dem Kind zugrunde liegen. Was es für sie überhaupt bedeutet, Mutter zu sein. Entscheidend war schließlich die Frage, welche Strukturen sich für die Entwicklung des Kindes als besonders förderlich erweisen.

ZEIT: Ob das Dorf wirklich entscheidend für sein Aufwachen ist?

Ahnert: Ja, und ob das Kind von einer multiplen Betreuung profitiert. Damit haben wir uns dem hierzulande viel diskutierten Thema der Fremdbetreuung von einer neuen Seite genähert. Wie entwickelt sich das Kind in der Obhut eines Familiensystems aus Oma, Tante, Onkel, Cousins, von denen es meist nur geteilte Aufmerksamkeit erfährt – aber keine exklusive Zuwendung, wie wir das in Europa für das Aufwachen unserer Kleinkinder bevorzugen. Hier herrscht ja die Meinung vor, entscheidend sei, sich dem Kind intensiv zu widmen, an seinem Spiel Anteil zu nehmen, sich auch mal zu ihm runterzubeugen, seine Perspektive einzunehmen. Deshalb benehmen wir die Fremdbetreuung im frühen Kleinkindalter so kritisch. Dieses Gewusel in den Krippen: Kann das gut sein?

ZEIT: Der Fokus Ihrer Beobachtung lag auf sehr kleinen Kindern?

Ahnert: Uns interessierten die Kinder zwischen 15 und 30 Monaten. Das ist beim Thema außerfamiliäre Betreuung das kritische Alter. Nicht erst seit dem Ausbau der Krippen- und Tagesmutterplätze fragen wir uns: Was tun wir dem Kind da an? ZEIT: Haben es die Kinder in Malawi besser?

Ahnert: Wie gut es ihnen geht und wie weit sie entwickelt sind, hängt stark von der Familienkonstellation ab. Wir haben zwei Typen von Betreuungssystemen gefunden. In der Mehrheit wuchsen die Kinder in der Familie der Mutter auf, sehr nah bei der Großmutter und den Tanten. Wir nennen diese Betreuungsform matriloal. Bei 20 der 90 Familien aber haben wir ein anderes Muster gefunden. Die Mütter mussten dort zur Familie ihres Mannes ziehen, weil die Schwiegermutter das Feld nicht mehr bewirtschaften kann oder die Familie nicht mehr aus so vielen Personen besteht. Diese Systeme bezeichnen wir als patriloal.

ZEIT: Wie wirken sich diese Systeme aus?

Ahnert: Bei den matriloalen Familiensystemen handelt es sich um sehr große Familien, die aus bis zu 16 Personen bestehen. Das Kind erhält dort von vielen Personen Aufmerksamkeit, die aber nie besonders intensiv ist. Mal kommt die Tante vorbei, dann der Onkel, dann verschwindet die Mutter für Stunden zur Feldarbeit hinter dem Haus und lässt das Kleinkind allein zurück.

ZEIT: Allein in der Hütte?

Ahnert: Ja, wir haben Unglaubliches erlebt. Kinder konnten noch nicht laufen und krabbelten los, aus der Hütte hinaus, um sich eine Kontaktperson zu suchen. Das konnte die Oma sein, die nebenan wohnt, oder die Tante in der Hütte gegenüber. Das Kind krabbelte alleine dorthin, vorbei an Schlangen und offenen Feuerstellen.

ZEIT: Wie geht es dem Nachwuchs, um den sich das ganze Dorf kümmert?

Ahnert: Die Kinder aus diesen großen Familien waren weniger weit entwickelt als die Kinder der anderen Gruppe mit patriloalen Strukturen.

ZEIT: Wie erlidern Sie sich das?

Ahnert: Die Mütter in den Familien des Mannes bauen eine engere Bindung zu ihren Kindern auf als jene Mütter, die in den eigenen Familien bleiben. Das Kind erhält in den patriloalen Familien also viel mehr exklusive Aufmerksamkeit durch die Mutter. Selbst wenn sie zur Feldarbeit geht, nimmt sie das Kind mit und wendet sich ihm zu. Wir haben gesehen, dass schon kleine Kinder mit Stöckchen in der Hand die Erde auflockern oder Mütter ihnen auch mal die Machete in die Hand geben, damit sie ihre Arbeit nachahmen können. Das sind Formen der exklusiven Zuwendung.

ZEIT: Diesen Kindern ging es dadurch besser?

Ahnert: Sie waren auf motorischer und kognitiver Ebene weiter als die der anderen Gruppe.

ZEIT: Das Dorf tut also weniger Gutes, als wir bisher anzahnen?

Ahnert: Kümmerst sich ein ganzes Dorf, kann die individuelle Zuwendung zu kurz kommen. Diese ist aber sehr wichtig, denn das Kind lernt eben nicht nur über eine möglichst hohe und vielseitige Stimulation und Anregung. Ausgewiesene Personen, die dranhängen an den Erkundungsbedürfnissen des Kindes, die kulturelles Lernen und den kindlichen Wissenserwerb unterstützen, sind für die Entwicklung essenziell.

ZEIT: Ist Müttern und Vätern in Malawi dieser Aspekt der Kindererziehung bewusst?

Ahnert: Sie sagen eher: Es muss irgendjemand da sein, der sich kümmert – das muss aber nicht unbedingt die Mutter sein. Die Mütter scheinen gar nicht zu wollen, dass sich ihr Kind so eng an sie bindet. Schließlich könnten sie ja schon morgen Malaria bekommen und sterben. Dann wäre das Kind gänzlich auf andere angewiesen. Wenn man die Mütter fragt, was ihre Kinder lernen sollen, sagen sie, es sei wichtig, dass sich das Kind in die Gemeinschaft einpassen könne.

ZEIT: Kennen afrikanische Mütter kein schlechtes Gewissen, wenn sie sich vom Kind trennen?

Ahnert: Überhaupt nicht. Hierzulande schildern Mütter in Befragungen oft, wie belastet sie sich fühlen und wie sinnlos ihre Arbeit erscheine, wenn sie das Gefühl haben, ihr Kind brauche sie jetzt viel dringender: Es gehe ihm vielleicht nicht gut in der Krippe oder bei der Tagesmutter. Die afrikanischen Mütter sind sich hingegen sicher, dass das Kind gut aufgehoben ist. Freue sich das Kind, wenn sie zurückkommen, sei das der beste Beweis dafür.

ZEIT: Was können wir von Malawi lernen?

Ahnert: Wir haben dort ein stabiles Betreuungssystem vorgefunden, das immer da war, spontan zur Verfügung stand und keiner großen Absprachen bedurfte. Die anderen Bindungspersonen – egal, ob Großmutter, Tante oder Vater – sprangen sofort ein, wenn die Mutter weg, erschöpft oder krank war. Es ist nicht gleich das ganze Dorf, das sich kümmert. Aber dass jemand diese Aufgabe zieldienlich übernimmt, ist selbstverständlich und sicher. Solche spontanen Angebote fehlen unseren Familien oft. Da muss jeder Schritt minutiös geplant werden: Wann löst der Babysitter die Kinderfrau ab, wann kommt die Oma mit dem Zug an? Da große familiäre Netzwerke bei uns kaum mehr existieren, müssen wir mehr auf die Qualität der institutionellen »Ersatzdörfer« achten. Mich ärgert es, wenn Eltern ihre Kinder in die nächstbeste Krippe geben, nur weil der Weg dorthin kurz ist. Mütter und Väter müssten den Qualitätsgedanken stärker in sich verankern und Forderungen stellen, in denen es nicht nur um bequeme Wegstrecken und günstige Öffnungszeiten geht.

Das Gespräch führte Jeannette Oese



Lieselotte Ahnert ist Expertin für frühe Bindung. Die Professorin lehrt Entwicklungspsychologie an der Universität Wien.